
Untergegangene Welten

Erinnerung an eine religiöse Kindheit

Fulbert Steffensky / Luzern

Ich bin alt und schaue auf die untergegangene Welt meiner Kindheit zurück. Goethe meint in einem Brief von 1829 an J.F. Hecker, dass die geschichtliche Einsicht im Alter immer größeren Wert erhält, „weil man dadurch den Augenblick immer besser beurteilen lernt“. Vielleicht gilt dies in Zeiten einer inneren und äußeren Kontinuität, in denen die Maßstäbe der alten Zeit und der Gegenwart gleich sind. Aber ich spreche von einer untergegangenen Welt, von einer Zeit also, in der die Institutionen, die Moralen, die Subjektauffassungen, die Lebensstrategien, der Lebensglaube von den unsrigen verschieden waren. Meine Generation hat die großen Brüche erlebt. Ich meine nicht zuerst die geistigen Brüche, sondern die Brüche und Veränderungen in der materiellen Lebenswelt. Davon will ich zuerst reden. Denn man kann Religion nicht verstehen, wenn man den Alltag der Menschen nicht kennt, wo sie ihren Ort hat.

Die materielle Welt, in der sich die religiöse Welt abspielte

Eine Vorbemerkung: Auf den ersten Blick rede ich von der Insel eines katholischen Dorfes an der Saar, dessen Lebensgesetze sich nirgends anders finden lassen als nur dort. Dies glaube ich nicht. Ich vermute, dass ich eine Lebenswelt beschreibe, deren Gesetze die Gesetze jener Zeit waren. Ich beschreibe also nicht nur ein kleines Asterix-und-Obelix-Dorf, das der Zeitgeist noch nicht erobert hatte. Ich beschreibe die Religion der kleinen Leute jener Zeit. Sie ist mir schon deswegen wichtig, weil wir in der Theologie so oft die bildungsbürgerliche Welt im Auge haben und keine andere. Aber die Mehrzahl der Kirchenmitglieder ist nicht im formalen Sinn gebildet. Es sind einfache Leute.

Eine zweite Vorbemerkung: Ich versuche gerecht zu sein gegen meine Väter und Mütter. Ich will sie also nicht beurteilen mit dem Maßstab einer später eroberten Freiheit und Kenntnis. Wenigstens dieser Arroganz will ich nicht verfallen. Arrogant ist man schon genug, wenn man mit unvermeidlich mitleidigem oder auch zornigem Blick die alte Zeit beschreibt.

Es war eine innerlich und äußerlich karge Welt. Man hat unendlich viel gearbeitet. Fast alle alten Leute gingen krumm. Die Arbeit hat sie gekrümmt. Für

Lebensspiele hatte man wenig Zeit und Verständnis. Ein Zeichen der Veränderung: Die Gärten dieses Dorfes, die immer noch da sind, sind heute fast nie mehr Wirtschaftsgärten. Zierrasen ist angelegt, es wachsen Tannen und Buchsbäume. Dies gab es nicht in meiner Kindheit. Alle Gärten waren Ertragsgärten. Sehr selten z.B. hatte man Platz und Lebenszeiten für Blumen. Man hat kaum gelesen, für Bücher und meistens auch für Zeitungen hatte man keine Zeit und kein Geld. So hat man fremde Welten kaum zur Kenntnis genommen, man kannte nur sich selber. Das allerdings war ein Grundproblem. Man kann sich nicht selber kennen, wenn man sich nicht am Fremden kennen und messen lernt. Es waren Welten einer fatalen Einstimmigkeit.

Eine Form der Kargheit betone ich besonders, die Langsamkeit und die Immobilität. Die Menschen waren an ihre Orte gebannt, an die inneren und an die äußeren. Das Verhältnis zur Zeit, zur Geschwindigkeit und zur Mobilität mutet uns heute beinahe archaisch an. Das Symbol jener langsamen Welt war ein von Kühen gezogener Wagen. Von weitem hörte man ihn kommen, und langsam verschwand er. Die Leute brauchten viel Zeit für ihre Wege, für die Zubereitung der Speisen, für die Ausbesserung der Werkzeuge, für das Hacken der Kartoffeln, für das Schneiden des Grases und das Flicken ihrer Kleider. Nur wenig ging maschinell und ließ sich rasch erledigen. Die Menschen waren an ihre Orte gefesselt, da es kaum Autos gab und das Verkehrssystem wenig entwickelt war. Wenn man in die fünf Kilometer entfernte Kreisstadt ging, zog man die Sonntagskleider an, weil es in der Seltenheit zur „Reise“ wurde. Die Straßen hatten eine andere Bedeutung. Sie waren nicht Verkehrsadern, durch die man von einem Ort zum anderen huschte, ohne die Wege wahrzunehmen. Sie waren öffentliche Orte. Die Kinder spielten auf ihnen und sie brauchten keine besonderen Spielplätze. Die Leute gingen auf ihnen, sahen einander und plauderten, schimpften oder tratschten miteinander. Man nahm sich wahr, im Guten wie im Bösen.

In der immobilen Welt waren die Leute nicht nur an die äußeren Orte gebunden, sondern auch von ihren inneren Orten kamen sie nur schwer los, von ihren Lebensauffassungen zum Beispiel. Wie man über das Leben dachte, über die Erziehung der Kinder, das Verhältnis von Mann und Frau, über Religion und Erziehung, das hat sich wenig verändert. Auch in der Lebensphilosophie war man immobil. Andere Entwürfe als die der eigenen Welt hat man ja kaum kennenlernen können. Das „Andere“ war darum eher das Unbekannt-Feindliche, vor dem man sich hüten musste. Das Sprichwort „Bleibe im Land und nähre dich redlich!“ war nicht nur eine Warnung vor dem Ortswechsel. Auch die geistigen Orte waren aufoktroziert und sollten nicht gewechselt werden. Auch in den sozialen Orten, den Rollen, war man immobil. Undenkbar war damals, wie meine Enkelkinder und ich heute miteinander umgehen. Gegenseitigkeit hat man nur schwer denken können, denn man hat positional gedacht, also von oben nach unten. Die Vaterrolle war klar, ebenso die der Mutter und der Kinder, der

Alten und der Jungen, der Angesehenen und der weniger Angesehenen. Man wusste, wer als erster zu grüßen hatte und wem als erstem das Wort zustand. Die Gesellschaft hatte unzählige soziale Rituale, in denen sie Status ausdrückte und einübte. Weil das Verhalten so geregelt war, waren dies Zeiten hoher Voraussagbarkeit. Man wusste, was Menschen normalerweise taten, wo sie waren und wie sie sich verhielten. Wenn man zum Beispiel bei Verwandten oder Bekannten Besuche machte, hat man sich nicht angemeldet, weil man schon wusste, wann oder wo jemand anzutreffen war.

Diese immobilen Welten hatten eine formale Sicherheit und Verlässlichkeit. Aber waren es gute Welten? Diese Frage wird eindeutig positiv nur der beantwortet, der noch nie in der Sommerhitze lange staubige Wege gehen musste; der noch nie in der Herbstnässe Runkelrüben ausgemacht hat; der nie in Zeiten gelebt hat, in denen die Kinder den Eltern nicht widersprechen durften, die Frau dem Mann, die Laien den Geistlichen und die Bauern dem Gutsherrn nicht. Die größere Mobilität und das andere Lebenstempo haben also dem Menschen viel vom äußeren und inneren Lebensdruck genommen. Mobilität hat das Leben humanisiert. Die alte bäuerliche Welt setzte die Menschen unter ständigen Bleibezwang. Das war eine Immobilität, die das Leben herabzog und schwer machte.

Und doch lagen in jener engen immobilen Zeit Voraussetzungen für eine Beheimatung des Menschen, die heute bedroht sind. Die Menschen hatten in jenen kargen Zeiten ein anderes Verhältnis zu den Dingen. Man hat die Dinge nicht schnell gekauft und schnell verbraucht und weggeworfen. Vieles hat man selber hergestellt: die Rechen, die Besen, man hat Strümpfe gestrickt und Kleider genäht; man hat die Dinge oft selbst repariert, wenn sie verbraucht waren. Die Dinge gewannen Bedeutung, indem man anders mit ihnen umging. Die Objekte waren nicht nur fremde und benutzbare Gegenstände. Ich greife einen Gedanken von Ernst Bloch aus seinem Buch „Das Prinzip Hoffnung“ auf: In der Heimat ist man nicht nur mit Menschen identisch. Auch die Dinge kommen uns nahe, dass wir darin zuhause sind. Das Objekt rückt uns so nahe wie das Subjekt. Man war mit den Dingen vertraut. „Welt des Brotes“ hat Pasolini jene alte und langsame Welt genannt; vielleicht etwas schnell, er hat ihre Opfer übersehen.

Auch den Orten war man in jenen immobilen Zeiten mit einer anderen Emotionalität verbunden. Und so gab es das Heimweh, jene alte, fast ausgestorbene Krankheit aus immobilen Zeiten. In unseren Zeiten des raschen Wechsels werden die Orte bedeutungsloser, und wir können das Leiden derer kaum noch begreifen, die nach dem Krieg aus ihren Heimatorten vertrieben wurden. Woraus bestand die Eigentümlichkeit eines Ortes? Nicht nur aus den Formen der Landschaft, auch aus dem Dialekt, der dort gesprochen wurde; aus den Essens- und Verhaltensgewohnheiten; aus den besonderen Erinnerungen und Geschichten, die dort erzählt wurden. Oft wechselte der Dialekt von Ort zu Ort seine Färbung. In den Städten waren die Stadtteile an den verschiedenen Dia-

lekten erkennbar. In den Zeiten hoher Mobilität verschwinden diese Eigentümlichkeiten weithin. Die Dialekte müssen gepflegt werden, sie sind schwach und museal geworden. Die Essensgewohnheiten verschwinden, und es gibt Rote Grütze in Stuttgart, wie es Maultaschen in Hamburg gibt.

Die Landschaften immobiler Welten waren Erinnerungslandschaften. Man kannte die Geburts- und Sterbedaten der Großeltern. Man wusste etwas von der Geschichte des Ortes, seine Sitten und Bräuche. Man wusste, an welchen Stellen Menschen ein besonderes Schicksal ereilt hatte: Wo einer verunglückt war und ein anderer ertrunken. Die Orte waren Gedächtnisorte. Auch dies hat natürlich seinen eigenen Zwiespalt. An immobilen Orten können die Toten übermächtig werden und den Menschen auf der Brust sitzen mit ihren Lebensvorstellungen und ihren Moralien. Es gibt ein kaltes Gedächtnis, das die Menschen fesselt und ihnen befiehlt, so zu denken und zu handeln, wie die Toten gedacht und gehandelt haben. Aber es gibt auch die Erinnerung an die Visionen der Toten, an ihre Schmerzen und Errettungen, die unsere eigene Hoffnung und Lebenskraft ernähren. Keine Humanität ohne Erinnerung daran, was die Toten gelitten und erträumt haben!

Die Welt mit geringer Mobilität war eine öffentliche Welt. Menschen sahen sich und wurden gesehen, gingen miteinander um und waren einander nicht anonym. Ich nehme als Beispiel das Einkaufen. Wo der Individualverkehr gering war, wo also Menschen weder Privatautos hatten noch ein gut ausgebautes öffentliches Verkehrssystem, da war man dazu gezwungen, im Laden an der nächsten Ecke einzukaufen. Im Laden oder auf dem nahegelegenen Markt wartete man, bis man an der Reihe war. Man unterhielt sich währenddessen mit anderen Kunden und tauschte Neuigkeiten aus. Man sagte dem Kaufmann seinen Wunsch oder handelte auf dem Markt mit der Marktfrau. So geriet man schon beim einfachen Akt des Einkaufens in eine Vielfalt von Beziehungen. Gewiss sind auch Beziehung und Öffentlichkeit neutrale Begriffe, und man kann nicht übersehen, dass die Anonymität der modernen Stadt den Menschen zu schützen vermag vor dem Druck, der Neugier und der Bosheit des Kollektivs. Was Menschen in diesen Landschaften beheimatete, war ihre Eindeutigkeit, die stabilen Zugehörigkeiten, die klaren Verhaltensregeln und die definierbaren Identitäten. Man wusste, wer man war; man wusste, wohin man gehört; man wusste, wie man sich zu verhalten hat. Gewiss sind diese Merkmale in sich zweideutig. Auch klare Regeln können falsche Regeln sein. Auch eindeutige Landschaften können bössartig sein. Dies war eine Landschaft, die den Zweifel nicht kannte, jenen kühlen Bruder der Humanität. Trotzdem: Menschen fühlten sich in diesen Landschaften geborgen, auch wenn das Haus, das sie barg, manchmal nicht mehr als ein Gefängnis war.

Die Religion in diesen Welten

Vielleicht waren damals die Welten religiöser, als es die Menschen waren. Was heißt dies: die Welten waren religiös? Alle wichtigen Orte hatten ihre religiösen Zeichen. Auf der Spitze des Berges gab es die Marienkapelle, an der tiefsten Stelle gab es die Brunnenkapelle. An Stellen des Unglücks, etwa wo jemand umgekommen war, gab es das Kreuz; dies ebenso an traditionell gefährlichen Stellen, etwa an Wegkreuzungen. Die Eingänge der Häuser wurden am Anfang des Jahres mit dem CMB gezeichnet. An der Tür – Schwellen sind immer gefährliche Orte – hing das Weihwasserbecken. Es gab etwas zu sagen von den Häusern und Orten, und so schrieb man auf die Wand des Spritzenhauses: „Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr.“ Oder auf die Häuser: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Bauleute vergebens.“ Die Welten hatten Namen.

Man lebte in heiligen Welten. In meiner katholischen Kindheit hatten wir – längst vor esoterischen Zeiten – esoterisches Wissen vorweggenommen. Wir lebten in kräftigen und furchterregenden Welten, in bergenden und gefährlichen, eben in heiligen Welten. „Heilig“ war ein Grundwort dieser Welten. Nicht alles war heilig, es gab heilige Zeiten und andere. Heilige Zeiten waren solche, an denen man besondere Ablässe gewinnen konnte, etwa an Allerheiligen und Allerseelen oder in einem heiligen Jahr. Die Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönige waren heilig. Die Fruchtbarkeit der Welt erneuerte sich in ihnen, es war gefährlich, in jenen Tagen Wäsche zu waschen. Es gab heilig-kräftige Orte, etwa die Wallfahrtsorte. Es gab natürlich Personen, die mit besonderer heiliger Gewalt ausgestattet waren, die Subdiakone, die Diakone, die Priester, die Bischöfe. Je nach ihrem Stand hatten sie einen abgestuften Anteil an der Macht über das Heilige: Der eine konnte die Speisen segnen, der andere das Brot verwandeln, der nächste gar in die Reihe apostolischer Sukzession stellen. Die Schöpfung war noch nicht ganz verdorben. Es gab in ihr Stellen, Zeiten, Formeln und Personen, die gesegnet waren und die einen besonderen Zugang zum Heiligen eröffneten. Der Begriff »heilig« hat in dieser Welt wenig mit sittlicher Vollkommenheit zu tun. Man könnte ihn fast gleichsetzen mit „kräftig“, und sein Gegenteil ist nicht „böse“ sondern „kraftlos“. Das Profane ist das Alltäglich-Kraftlose. Es war eher eine Gebrauchsreligion als Herzensfrömmigkeit. Darin hatte diese Welt viel gemeinsam mit esoterisch-utilitaristisch religiösen Auffassungen, auf die man heute trifft.

Religion hatte mit dem Alltag und mit alltäglicher Bewältigung zu tun. Das beste Beispiel dafür ist, welche Aufmerksamkeit das Wetter in dieser religiösen Welt fand. Gab es ein gefährliches Gewitter, hat man eine Kerze vor dem heiligen Judas Thaddäus angezündet. Man kannte den Wettersegen, die Bittprozessionen bei anhaltendem Regen oder langer Trockenheit. Es gab die dreitägigen Feldprozessionen vor Christi Himmelfahrt. Diese Prozessionen waren mindes-

tens so wichtig wie die Messe. Ganze religiöse Branchen starben mit der Erfindung des Blitzableiters und der Kühl- und Lagerungssysteme. Sie haben die Religion mehr verändert als Marx und Feuerbach zusammen.

Ein anderes überzeugendes Beispiel für diese pragmatische Religiosität ist die Bedeutung der 14 Nothelfer in der Volksfrömmigkeit: Der hl. Aegidius als Helfer der stillenden Mütter; die hl. Barbara als Helferin bei Blitz- und Feuergefahr, aber auch als Patronin der Bergleute, der Artilleristen und der Feuerwerker; der hl. Blasius wurde angerufen bei Halsleiden; Dionysius bei Kopfschmerzen und Erasmus bei Lebschmerzen; die hl. Katharina bei Sprachschwierigkeiten. Man denke an die sakrale Kunst und die häufige Darstellung der Nothelfer. Vierzehnheiligen von Balthasar Neumann ist die Kirche der Nothelfer. Es gibt eine 14-Nothelfer-Kapelle in Mainz-Gonsenheim. Und wir finden die Nothelfer dargestellt auf dem Sarkophag der Kurfürstin Anna von Sachsen in Heilsbronn. Ein altes Gebetbuch von 1775 hat den Titel: „Schöne Gebether von den heiligen vierzehn Nothelfern samt einer schönen Litanei in absonderlichen Nöthen zu gebrauchen“. Es war keine Welt des Denkens, es war eine Welt der Begehung und des gekonnten und gehandhabten Wissens, eine Welt einer sehr praktischen Theologie.

Die Seelsorge in diesen religiösen Welten geschah nicht durch Personen, sondern durch die Einrichtungen der Welten selber. Es ist interessant, eine wie geringe Rolle die Pfarrer spielten. Man ging nicht zum Pfarrer, wenn man Eheschwierigkeiten hatte, man wallfahrte zur heiligen Ottilia ins Elsass. Man ging nicht zum Pfarrer, wenn man Schwierigkeiten mit den Kindern hatte, man versprach dem hl. Eustachius eine Kerze. Religion war Handel mit den Heiligen. Der Pfarrer war zuständig und unerlässlich für das Gelingen der heiligen Handlung, für die Konsekration, für die Lossprechung in der Beichte und für die Weihungen. Ansonsten war er nicht bedeutend. Als Konsekrator hatte er hohe Bedeutung, nicht als Mensch.

Ich bleibe noch einen Augenblick bei der Rolle des Pfarrers im liturgischen Geschehen. Die Liturgie der Pfarrer war nicht die Liturgie der Leute. Die Messe und alle wichtigen Weihehandlungen waren auf Latein. Der Pfarrer „nosterte“, wie die Leute sagten, und niemand hat es verstanden. Die Leute indes hatten ihre Liturgie in der Liturgie. Das heißt, man betete während der Messe den Rosenkranz. Man betete laut und gemeinsam Mariengebete, war zur Wandlung einen Augenblick still und betete dann weiter. Was man etwas verächtlich „Paraliturgie“ nannte, war die eigentliche Liturgie des Volkes: diese Gebete während der Messe, die Maiandachten, die Kreuzwege, die Wallfahrten, der Rosenkranz. Da schlug das Frömmigkeitsherz, nicht bei den lateinischen Vespern oder bei der unverständenen Messe. Die Messe war notwendig, je mehr davon umso besser, denn dort war die meiste Gnade zu erwerben. Aber geliebt wurden andere Formen der Frömmigkeit. Ich kann eigentlich nur mit Ironie die Versuche der Res-

tauration der tridentinischen, also lateinischen Messe betrachten. Sie sind volksfeindlich, wie die vorkonziliare Messe volksfeindlich war. Volksfeindlich ist das Argument, das man oft hört: Wenn man nach Japan oder Brasilien kommt, erlebt man überall dieselbe Messe – Argumentum ex Tourismo! Nun kommen die wenigsten Menschen nach Japan oder Brasilien. Sollten sie dahin kommen, sind sie mit den Japanern nicht eins im gleichen Verständnis, sondern im gemeinsamen Nichtverstehen. Sogar die protestantische Schlamperei ist mir lieber als dieser neue römisch-journalistische Ästhetizismus.

Richard Riess beschreibt den Zugvogelcharakter gegenwärtiger Existenzen: „Wer oder was ist heutzutage nicht alles auf der Suche nach irgendetwas und nach irgendetwem: Nach einem Vater, nach dem Glück, nach dem Haus der Kindheit, nach dem Gedächtnis, nach dem heiligen Gral, nach dem idealen Partner, nach dem Stein der Weisen, nach der ‚verlorenen Zeit‘ (Marcel Proust) – und was immer es sei.“¹ Er beschreibt mit Sennett den „flexiblen Menschen“. Die Menschen aus der Welt meiner Kindheit waren keine „Durchreisenden“. Sie waren Nesthocker. Flexibel kann man nur sein, wo man der äußeren Mühsal des Lebens halbwegs entronnen ist; wo man Zeit und Alternativen hat. In dieser alten Welt hatten die Leute kaum Alternativen. Es ist erstaunlich, dass diese Welt zunächst auch das Chaos des Krieges überlebt hat. Nach dem Krieg hat man gedacht, gehandelt, geliebt, die Kinder erzogen, geglaubt und gebetet wie vor dem Krieg. Erst mit zunehmendem Reichtum, mit der neuen Mobilität, mit Radio und Fernsehen ist diese Welt zerfallen. Erst da wurde der äußere und innere Ortswechsel möglich. Ich nenne ein Beispiel dieser Langlebigkeit: Als ich 1968 das Kloster verließ und 1969 konvertierte, war dies ein Akt einer dramatischen und für die Leute aus meinem Dorf völlig abstrusen Lebensentscheidung. Es gab keine erlaubten Grenzübertritte. Heute verlassen junge Menschen oft ihre Lebensorte. Immer noch ist dies verpönt, aber es hat die alte Dramatik verloren. Wenn jemand früher vom Katholizismus zum Protestantismus übertrat, galt er als verloren. Heute sagt man mit Bedauern: Na ja, er ist wenigstens nicht gar nichts! Die alte Haltung ist nicht weggeblasen, aber sie ist verblasst. Ich widerspreche mir: Junge Menschen (nicht nur Jugendliche) verlassen die vorgegebenen Sozialformen und Bindungen; sie verlassen ihre Milieus und ihre Deutungswelten und sie kommen nicht von ihnen los. Merkwürdig viele kommen nicht los von ihrem Hass auf das Dorf und seine Welt. Merkwürdig viele deuten ihre Eltern äußerst negativ, die Kirche eh. Ihre Bindung besteht aus der zwanghaften Negation der alten Welten und der Menschen, die dort leben. Sie fliehen jene Welt und kommen nirgends an. Engen Welten kann man nur schwer entkommen.

¹ R. Riess, *Auf der Suche nach dem eigenen Ort. Mensch zwischen Mythos und Vision*. Stuttgart 2006, 10.

Ritualisierte Welten

Ich beschreibe eine Religion in kargen Lebenszeiten. Karge Zeiten sind angstbesetzte Zeiten. Die Angst aber fordert das Ritual und seine genaue Einhaltung. Die Angst zeremonialisiert die Welten, und die Welt scheint im Zeremoniell gerettet. Das Zeremoniell ist die Sinnprothese. Ein schlagendes Beispiel dafür finden wir im Kapitel „Ritus servandus in celebratione missae“ des alten Missale Romanum. Es gibt dort einen Abschnitt „De defectibus in celebratione missae occurrentibus“, über Fehler beim Messe-Feiern. Es liest sich wie das Dokument eines Zwangsneurotikers. Genau geregelt ist, wie Brot und Wein beschaffen sein sollen. Ist es nicht reines Weizenbrot oder doch nicht hauptsächlich Weizenbrot, kommt das Sakrament nicht zustande. Wenn dem Wein zu viel Wasser beigemischt ist, kommt das Sakrament nicht zustande. Wenn nicht die genaue Brotformel benutzt wird – Hoc est corpus meum –, kommt das Sakrament nicht zustande. Wenn der Priester die Formel erweitert, kommt das Sakrament zustande, aber er sündigt schwer („gravissime peccat“). Alle Eventualitäten sind rituell geregelt. Was ist, wenn während der Messe die Kirche geschändet wird oder Feinde einfallen? Was ist, wenn eine Mücke oder eine Spinne in den Kelch fällt? Was ist, wenn der Priester die Elemente erbricht? Jeder, der eine alte katholische Herkunft hat, weiß, welche Ängste es verursacht, das alte Nüchternheitsgebot vor der Kommunion zu verletzen. Nach Mitternacht durfte man weder essen noch trinken, nicht einen Tropfen! Die Geängstigten zeremonialisieren die Welt und glauben ihrer Angst durch das Zeremoniell zu entkommen. Das Ritual wird nicht mehr durch seinen Inhalt gerechtfertigt, es gilt der korrekte Vollzug. Es ist nicht heiliges Spiel, sondern eiserne Notwendigkeit. Es soll vollzogen werden, es braucht nicht verstanden zu werden. Diese Religiosität war der Hort der Bergung und der tiefen Ängstigung.

Autoritäre Welten

Ich habe hier das eiserne Ritual mit der Lebensverängstigung der Menschen erklärt. Aber nicht nur die Lebensunsicherheit erfordert eine hohe Ritualisierung und ein zwanghaftes Verständnis des Rituals, auch autoritäre Verhältnisse verlangen dies. Dort sind Denken und Lachen verboten. Und an diesem Punkt fällt es mir schwer, Gerechtigkeit für die Väter aufzubringen. Wenn man eine Herkunft hat, muss man seinen Vätern und Müttern immer auch vergeben. Es fällt mir leichter, wenn ich daran denke, dass meine Kinder mir auch einmal vergeben müssen. Es waren verhängte Welten mit verhängtem Wissen und verhängten Moralens. Überliefertes Wissen war unantastbares Wissen. Es wurde gehütet durch die Autoritäten mit ihren gewalthaften Instrumenten. Die Autoritäten wa-

ren der Papst, die Bischöfe, die Priester; sie zusammen machten das Unglück der Männerherrschaft aus. Der Papst hatte (und hat) den atemberaubenden Titel „Stellvertreter Christi auf Erden“, auf dem I. Vatikanischen Konzil gab es einen Antrag, ihm den Titel „Vize-Gott“ zuzuerkennen! Besonders stark waren die Autoritäten durch ihre Inszenierungen. Inszenierungen faszinieren, was auch immer inszeniert wird. Auch Nichtglaubende sind fasziniert durch das Ritual der Papstwahl, durch das Konklave, die Einkleidung mit den schönen Schuhen und bunten Gewändern, durch das Ritual der Huldigung und die bühnenhaften öffentlichen Auftritte. Noch als ich jung war, ging der Papst nicht auf eigenen Beinen vom Vatikan in den Petersdom. Er wurde auf der Sedia Gestatoria hereingetragen, vor ihm und hinter ihm römische Adlige mit Bündeln von Pfauenfedern. Die Macht kann nicht nackt bestehen. Sie braucht die große Szene. Bedeutung und Wichtigkeit kommen zustande, indem sie inszeniert werden. Diese Inszenierungen haben nicht nur die Gläubigen dazu gebracht, an sie zu glauben. Sie haben die Päpste und Bischöfe selber dazu gebracht, an die eigene Unentbehrlichkeit zu glauben, und gelegentlich bringt es auch brave Protestanten dazu, von ihr fasziniert zu sein. Sie verkennen, welch hohes Gut die niemanden blendende Kargheit des Protestantismus ist. Ich habe gelernt, stolz zu sein auf das unerotischste aller religiösen Kleidungsstücke, den Talar. Ich kann alle Protestanten verstehen, die nach Katholizismus schielen. Ich kann keinen verstehen, der nach Rom schielt.

Diese Art des Autoritätsverständnisses fordert einen formalen Gehorsam, der inhaltlich nicht begründet werden muss. Ich zitiere, was im Lexikon für Theologie und Kirche (²1960) unter dem Stichwort »Gehorsam« zu finden ist: „Gehorsam ist das Sicheinfügen des Willens in den gebietenden Willen einer Autorität. Diese setzt den Befehl, der autoritativ Erfüllung fordert. (...) Der Gehorsam schließt sich der Entscheidung des autoritativen Willens an, verzichtet auf eine eigene hinsichtlich des Inhalts (...). Der Gehorchende richtet sich also eigentlich auf den befehlenden Willen als solchen und bejaht dabei einschlußweise die Gehalte. Er nimmt sie nicht an, weil sie in sich gut sind, sondern weil sie befohlen sind. Darin liegt das Vernünftige des Gehorsams, das seine Sittlichkeit begründet. Gehorsam gibt der Autorität das, was ihr gehört, nämlich die Gefolgschaft.“ Die Gefährlichkeit dieses Autoritätsverständnisses braucht nicht erläutert zu werden. Niemand hat daran gedacht, diese Autoritäten mit ihren Moralens zu bezweifeln, und nur wenige haben daran gedacht, sich daran zu halten. Die Widersprüchlichkeit dieser Welt wird kaum irgendwo so deutlich wie am Institut der Beichte. Dieses wichtige geistliche Instrument ist im Katholizismus fast zum Erliegen gekommen durch die Fixierung auf Sexualität und Autorität. Oft haben alte Leute gesagt: „Beichten gehe ich nicht mehr.“ Und dann fast mit Trauer: „Man hat ja nichts mehr zu beichten!“

Die Beichte war der Ort, an dem man die autoritäre Moral einübte und wo man sie praktisch leugnete. In der Eifel, wo ich selber oft Beichte gehört habe, haben die Leute oft in der 3. Person gebeichtet, sie haben gesagt: „Man hat alsma!“ Das ist eine Formel, mit der man bekennt und die ein entwichtigendes Augenzwinkern enthält. Also nicht das freie und bekennende Ich spricht, sondern das beschwichtigte Man. Ich bringe ein anderes Beispiel, in dem die autoritäre Moral anerkannt und zugleich entwichtigt wird. Als junger Theologe war ich mit einem Freund zu einem Ausflug unterwegs. Wir kamen an einem Samstag in einen Ort und aßen unser Butterbrot in einer Kneipe. Zwei Männer setzen sich zu uns an den Tisch. Sie kamen offensichtlich von der Beichte und gerieten in ein erregtes Gespräch. Aus diesem ging hervor: Beide hatte bekannt, gegen die römische Ehemoral verstoßen zu haben. Der eine war losgesprochen worden, der andere nicht. Nun erklärte der glücklich Losgesprochene seinem Kollegen, *wie* man das beichten müsse, um die Lossprechung zu erhalten. Die Lossprechung war eine Art Ding, das man bekam oder auch nicht bekommen konnte. Die Sexualmoral wurde also nicht bezweifelt, aber sie wurde unterlaufen. Es ist ein erstaunliches Phänomen, wie sich ein moralisches System halten kann, dem in so großem Maß praktisch die Legitimation abgesprochen wird. Die beichtthörenden Priester wie die Beichtenden wissen, dass die Menschen auch in Zukunft sich nicht an die vorgeschriebene Ehemoral halten werden. Aber sie beichten und sie sprechen los. Es gibt eine Doppelbödigkeit, die die Zerstörung von Frömmigkeit und Moral bedeutet. Die Autorität wird nicht befragt und sie wird nicht ernst genommen. Für die Einzelnen mag dies eine glückliche Inkonsistenz sein, religiöse Kulturen werden damit zerstört. Männer hatten mit dieser Moral selten ein Problem, die Frauen haben besonders gelitten.

Man könnte sagen, die Menschen kannten einen altertümlichen und vorprotestantischen und vorbürgerlichen Subjektentwurf. Die Subjekte erkannten sich nicht in sich selbst. Sie haben sich nicht gewonnen in Argumenten und im Ringen mit sich selbst. Man war, indem man übereinstimmte mit einem Allgemeinen, mit der Lehre der Kirche, mit den Traditionen und mit den Auffassungen des dörflichen Kollektivs. Das Allgemeine war wichtiger als der Einzelne. Auf den Grabsteinen des Friedhofs waren meistens die Sippennamen eingetragen, nicht der einzelnen dort Beerdigten. Das Allgemeine zu vertreten und zu glauben, war eine hohe Pflicht. In meiner Kindheit noch konnte man kritisch über jemanden sagen: „Er sieht nicht, er hört nicht, er läuft keiner Herde nach.“ Der Herde zu glauben und ihr nachzulaufen, dazu war man jederzeit aufgefordert. Das ist wohl eine Überlebenstechnik in Zeiten und Gegenden der Armut, in denen der Einzelne in seiner Absonderung verloren geht. Der Tyrann war nicht wie oft im pietistischen Protestantismus das eigene Gewissen; der Tyrann war die Öffentlichkeit, von der man gesehen wurde und deren Gesetze man befolgen musste. Ich glaube übrigens, dass man den Diktatoren, die draußen hausen,

leichter entkommen kann, als den Diktatoren, die wir selber beherbergen. Aber es bleibt: „Was sagen die Leute dazu?“ war eine Leitfrage des Gewissens und des Handelns. In gewisser Hinsicht lag das Gewissen draußen im Blick des Kollektivs. Dieses entschied darüber, was richtig oder falsch war. Als ich aus dem Kloster austrat, in dem ich viele Jahre gelebt habe, gab es für meine Mutter eine kleine und eine große Frage, die kleinere: Was sagt der liebe Gott dazu? Die größere: Was sagen die Leute dazu? Übrigens eine kleine Anekdote: Lange hatte ich gezögert, meiner Mutter zu sagen, dass ich das Kloster verlassen und evangelisch würde. Dann habe ich mich mit ihr getroffen und es ihr gesagt: Sie schaute traurig an mir runter und antwortete: Dann brauchst du ja ein Paar neue Schuhe. Es gab also eine personalistisch-anarchistische Möglichkeit, dem Diktat des Allgemeinen die Stirn zu bieten. Trotzdem: Die Öffentlichkeit war verinnerlicht. Jemand Besonderes zu sein, war kein Ideal, denn Sonderung war Sünde. Die gegenwärtige Reklame verspricht uns Güter, die uns zu einem Herausgehobenen und Besonderen machen. Sie versprechen „to be somebody special“. Auf dieses Versprechen wäre damals niemand hereingefallen. Während es heute eher allgemeine Norm ist, jemand Besonderes zu sein, war es damals die Norm, die Züge des Allgemeinen zu tragen.

Die andere Lesart

Ich habe nun den Eindruck, dass ich die Landschaft meiner Kindheit zu negativ beschrieben habe. Niemand, der nicht darin gelebt hat, kann sich die Wärme enger Häuser vorstellen. Sie verknechten, aber sie bergen auch. Die Volksreligion hat ihre eigene poetische Schönheit. Die Lebenswünsche der Menschen haben ihr Haus. Ja, die Lebenslandschaft, die ich geschildert habe, braucht Protestantismus, Vernunft und Aufklärung. Sie braucht die Fähigkeit zu zweifeln und zu denken; sie braucht Skepsis und das Misstrauen gegen das verhängte Allgemeine, das ist ersichtlich, dies ist notwendig und zugleich nicht ausreichend. Aber ich bin nicht nur glücklich über den Verlust dieser Landschaften. Und so stelle ich am Ende einige Fragen, die mich diese alte Welt zu stellen lehrt:

Kann es noch einmal eine religiöse Welt geben, die, ohne das Subjekt zu verraten, ein Allgemeines kennt, auf das man sich verständigen kann? Wenn ich den gegenwärtigen Protestantismus betrachte mit der Verpöpstlichung der Individuen und der einzelnen Gruppen in der Kirche, die nur schwer von sich selber absehen und ein Ganzes denken können, scheint mir die Frage nicht unberechtigt. Es scheint mir notwendig, die Begabung des Katholizismus zu retten.

Kann es noch einmal eine Welt geben, die nicht hauptsächlich aus hoher Theologie besteht, sondern die sich mit den einfachen Wünschen an das Leben verbinden kann? Eine Welt, in der das Brot, das Wasser, die Tiere, die Atemluft

eine religiöse Bedeutung haben? Eine Welt, die nicht nur Erlösung kennt, sondern auch Schöpfung? Der Protestantismus hat den Glauben vergeistigt, was notwendig war. Aber er hat auch die Gaben der Gegenwart vernachlässigt, er hat das Christentum entweltlicht und hat damit die Welt vielen Dämonen überlassen.

Kann es noch einmal eine religiöse Welt geben, in der man aus der eigenen Kläglichkeit flüchten kann in die guten Mächte von Gewohnheiten; in die Gewohnheit, Zeiten und Rhythmen zu beachten; in die Gewohnheit, Orte zu ehren; in die Gewohnheit, sich unter Gesten und Rituale zu beugen; in die Fähigkeit, die Sprache der Lebenden und der Toten zu ehren? Ist es dem Subjekt erlaubt, endlich der puren protestantischen Innerlichkeit müde zu sein und sich in die großen Begehungen zu flüchten, die die Tradition überliefert?

Ich möchte vom Protestantismus lernen, ein freier Geist zu sein. Ich möchte vom Katholizismus die Demut lernen, mich selbst zu überschreiten und mich zu verbünden mit dem großen Gottesgespräch unserer Toten, nichts anderes sind unsere Traditionen. Kann man die eigene subjektive Kläglichkeit bergen in die Objektivität von Formen und Gesten, die lange geübt und nicht nur von uns selbst erfunden sind? Ich möchte üben, meine eigene Wahrheit zu lernen an der Wahrheit des Allgemeinen, an der Wahrheit der Kirche. Es ist zu anstrengend, sich in der eignen Freiheit zu erschöpfen. Es ist mir zu anstrengend, nur Kirche der Freiheit zu sein. Wir sind Kirche Gottes, das ist noch etwas mehr. Nein, ich möchte nicht mehr zurück in die alte Welt, aber vielleicht kommen wir mit einiger Hilfe aus jener katholischen Welt weiter, als wir Protestanten heute schon sind.

Protestantismus und Katholizismus sind nicht zwei verschiedene Glaubensweisen, sondern zwei Dialekte des Christentums, die sich historisch herausgebildet haben. Jeder dieser Dialekte hat seine Stärke, jeder hat seine Komik und seine Sündenlast. Die Zeit ist längst vorbei für die Überlegung, welcher Dialekt der richtige und welcher der falsche ist. Über ihre Zukunft entscheiden andere Fragen, die uns gemeinsam gestellt sind.

Die erste Frage: Welche Optionen haben wir als Kirchen und Gemeinden? Für wen stehen wir, entwerfen unsere Theologien und Gottesdienste, sagen wir unsere Nachrichten? Kennen unsere Kirchen die Armen als die ersten Adressanten des Evangeliums oder kennen sie nur sich selbst? Diese große Frage treibt die kleinen kläglichen unserer Konfessionen aus.

Die zweite Frage: Sind unsere Kirchen Orte des Gebetes und des Lobes Gottes? Sind unsere Gottesdienste Aufführungen des Liebesspiels zwischen Gott und den Menschen? Haben wir gelernt, unsere eigenen Traditionen schön zu finden und zu lieben? Auf Dauer überzeugt nur und kann man nur an das glauben, was man charmant gefunden hat. Man kann auch nur weitersagen, was man lieben gelernt hat.

Die dritte Frage: Wissen wir, was Gnade ist, d.h. haben gelernt, dass wir geborgen sind im Blick der Güte Gottes und nicht konstituiert werden durch unsere eigenen Stärken, unsere Rechtgläubigkeit und unsere richtigen Systeme? Wir bezeugen uns nicht selbst. „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“ (Röm 8, 16). Dies zu glauben, bedeutet den Humor mit sich selbst. Wir müssen als Gruppe nicht ganz und nicht alles sein. Keiner von uns muss seligmachend sein, denn Gott macht uns selig. An die Gnade glauben, heißt einzustimmen in die eigene Bedürftigkeit, Vorläufigkeit und Endlichkeit. Gott ist unendlich, wir sind endlich, auch als religiöse Systeme. Die Endlichkeit ist unsere Freiheit und unsere Entlastung. Es ist zugleich das Lebensrecht und die Atemluft der Anderen. Wir sind, weil wir angesehen sind, nicht weil wir ansehnlich sind. So sagt es ein Gedicht von *Hilde Domin*, mit dem ich schließe. „Es gibt dich“ ist sein Titel.

*Dein Ort ist
Wo Augen dich ansehen
Wo sich die Augen treffen
Entstehst du*

*Du fielest
Aber du fällst nicht
Augen fangen dich auf*

*Es gibt dich
Weil Augen dich wollen
Dich ansehen und sagen
Dass es dich gibt.*

Eine Nachüberlegung

Warum habe ich mir die untergegangene Welt meiner Kindheit und Jugend zum Thema gewählt? Ich vermute aus zwei Gründen, der eine: Ich glaube, dass ich die Faszination und den Horror jener Welt nicht hinter mir habe. Ich sehe, dass mir Themen, die Grundthemen jener Welt waren, immer wichtig geblieben sind: Tradition, die Bedeutung der Erinnerung an die Toten, geübte Formen und Rituale, die Bedeutung des Kollektivs für den Glauben.

Warum habe ich mir dieses Thema gewählt? Die zweite Vermutung: Es hat auch zu tun mit dem Vertrauen, das ich ins Erzählen setze. Warum erzählen alte Leute von früher? Im Alter und vor dem Tod will man noch einmal alles zusammenkriegen. Selbst wenn die Lebensbruchstücke weit auseinander treiben,

bringt man sie im Erzählen zusammen. Die im Leben verlorene Kontinuität wird im Erzählen gerettet. Das Subjekt erzählt die Welten, die nicht zueinander passen, zusammen. Bei allen Untergängen ist eines geblieben: das Ich des Erzählers. Es hat sich verändert, natürlich. Es ist durch Feuerbäche und Eisströme gegangen. Aber es ist immer noch das Ich, das geschundene und beglückte Ich. Ob ich die Wahrheit gesagt habe, als ich von der alten Welt erzählt habe?

Ich bin mir aus zwei Gründen nicht sicher. Denn erstens tut jeder, der gut erzählt, von sich selber etwas dazu, auch das ist eine Goethe-Weisheit. Ein guter Erzähler reproduziert die Wirklichkeit nicht nur, er ist auch ein Stück Autor der erzählten Realität. Ein zweiter Grund, warum den Erzählern nicht ganz zu trauen ist: Jeder Erzähler folgt einem inneren Skript, das er meistens selber nicht durchschaut. Er will über die Darstellung seines Themas hinaus immer noch etwas geheimes Anderes. Vielleicht will er die Wahrheit jener alten Zeit retten, vielleicht die Wahrheit der Gegenwart. Vielleicht aber – nun sage ich „Ich“! – will ich mich rechtfertigen dafür, dass ich die Wege mit den vielen Brüchen gegangen bin, die ich gegangen bin. Wer sich von vielem getrennt hat, der hat vielleicht in besonderer Weise das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Vielleicht will man den eigenen Wegen und den eigenen Entscheidungen mehr Einsicht und Folgerichtigkeit zuschreiben, als sie haben. Ich betrachte also meine eigene Erzählung mit Humor, nicht nur deswegen, weil ich mir selbst nicht ganz traue, sondern weil ich nicht gezwungen bin, der Garant meiner eigenen Folgerichtigkeit zu sein. Vielleicht heißt dies ja Gnade: Nicht der Garant seiner eigenen Folgerichtigkeit und Kontinuität sein müssen. Gnade denken, heißt, nicht mehr unter Identitätszwängen zu stehen.